

Düsseldorfer Heimatblätter

MITTEILUNGSBLATT DES HEIMATVEREINS „DUSSELDORFER JONGES“

VEREINSHEIM „ZUM SCHWARZEN ANKER“, DUSSELDORF, BOLKERSTRASSE 35
ERSCHEINT MONATLICH NACH BEDARF

NR. 14

DEZEMBER 1948

Graf Adelbert von der Recke-Volmerstein

zu seinem Andenken

Wir begehen gerade die Zentenarfeier der Deutschen Inneren Mission. In vielen Zeitungen und Zeitschriften erklang ihr hohes Lied. Johann Hinrich Wichern, der Herold der Inneren Mission, schuf in Hamburg sein lobenswertes Werk; in Kaiserswerth wirkte überaus segensreich Theodor Fliedner, und in Bethel war man des Lobes voll über Friedrich von Bodelschwingh. Auch wurden Löbe, Amalie Sieveking und Mutter Eva von Thiele-Winkler genannt. Aber nichts hörte man bislang von dem edlen Grafen Adelbert von der Recke-Volmerstein, der vor weit mehr als über hundert Jahren vor den Toren Düsseldorfs in Düsseldorf, jener ehemaligen Zisterzienser-Abtei, die Evangelische Rettungsanstalt stiftete und begründete. Das ist um so erstaunlicher, weil auch sein Lebenswerk im heutigen Neu-Düsseldorf bei Kaiserswerth noch blühend fortbesteht. Es wurde also etwas versäumt, denn wir wagen es zu sagen, daß Graf Recke nicht hinter den Ganzgroßen der Inneren Mission steht, sondern neben ihnen in vorderster Reihe!

Von dem idyllischen alten Düsseldorf ist nur der kleine, stimmungsvolle Friedhof, den Graf Recke noch selbst anlegen ließ, geblieben. Er hat sich herübergerettet in unsere Jetztzeit und soll nun in allernächster Zeit wieder würdig hergerichtet werden. Auf diesem historisch wichtigen Friedhof ruht neben zwei Töchtern des Grafen und neben dem ersten Nachfolger des Grafen im Amte, Direktor und Pfarrer Christian Friedrich Georgi, auch der zweite Nachfolger des Grafen im Amte, Direktor und Pfarrer F. Wilhelm Imhäuser. Sein weißes Grabkreuz blickt immer noch in die stille Melancholie Düsseldorf, und winkt herüber zum alten Wahrzeichen dieser Düsseldorf-Landschaft, zum „Hungertürmchen“, das nun schon einige Jahre vergeblich auf ein neues Dach wartet. Das alte, mit dem schmiedeeisernen Kreuz an der Spitze, hat der wütende Bombenkrieg ihm weggefegt . . .

Eben dieser Pfarrer Imhäuser, der vor 50 Jahren das Zeitliche segnete, schrieb einen anschaulichen Bericht über den Grafen Adelbert von der Recke-Volmerstein, der unsere Heimatfreunde interessieren muß. Wir lassen ihn hier ungekürzt folgen und versprechen gleichzeitig, später noch einmal eingehend auf die Geschichte und das Schicksal Alt-Düsseldorf zurückzukommen. Schriftleitung.

*

Graf Adelbert von der Recke-Volmerstein wurde am 28. Mai 1791 geboren und starb am 10. November 1878. Seine Wiege stand in dem väterlichen Schlosse Overdyk bei Bochum in der Grafschaft Mark, die gerade dort mit einem fruchtbaren Boden gesegnet ist. Heute spielt eine hochentwickelte Industrie auf Grund reicher Kohlenbergwerke dort die erste Rolle. Das nach den Freiheitskriegen neu erwachte Glaubensleben trieb dort seine ersten Sprossen. Man kannte noch nicht die Anstalten der reich gesegneten Inneren Mission, von denen heute alle Gegenden Deutschlands viel Gutes zu berichten wissen. Die Familie von der Recke-V. gehört einem der ältesten Geschlechter der Grafschaft Mark an und wohnte seit dem Ende des vorigen Jahrhunderts in Overdyk. Schon unter dem Vater des Grafen Adelbert, Philipp, bildete dieses Schloß einen leuchtenden Mittelpunkt christlicher Humanität für die ganze Gegend. Er betätigte

seinen menschenfreundlichen Sinn durch Errichtung einer Normalschule auf seinem Gute, an welcher der später als Pädagoge so hervorragende Wilberg gewirkt hat. Die Franzosen hoben diese Schule auf, aber kaum hatte die Fremdherrschaft mit den Freiheitskriegen ihr Ende erreicht, so bot sich dem christlichen Sinn der gräflichen Familie die Gelegenheit dar, sie, wenn auch in anderer Weise, der Jugend und dem Reiche Gottes zurückzugeben. Die Freischule wurde durch sie zur Freistätte für arme verlassene und verwahrloste Kinder, zur Mutter und zum Muster für alle die Hunderte von Rettungsanstalten, welche seitdem in ganz Deutschland für die christliche Liebe ins Leben gerufen worden sind. Die Franzosen und die Kriegsjahre hatten damals eine Menge Vagabunden, Waisen und verlassene Kinder hervorgerufen, welche bettelnd das Land durchzogen. Auch Overdyk sah solche Unglücklichen in großer Menge. Aber hier fanden sie mehr als kalte Almosen. Hier fanden sie warme, zur gründlichen Hülfe bereite Herzen. Insonderheit jammerte den jungen Grafen der armen Kinder. Zuerst versuchte er in Gemeinschaft mit seinem edlen Vater ihre Unterbringung in christliche Familien und nahm auch ins eigene Haus einige jener Kinder auf. Allein er erkannte bald, wie bedenklich diese Aufnahme für die eigene Familie werden könnte. Da bot denn das alte Schulhaus eine willkommene Stätte, und er zog am 19. November 1818, nachdem er in der Zeitschrift „Hermann“ die christlichen Menschenfreunde um Hilfe angerufen und eine förmliche Gesellschaft gebildet hatte, mit drei Zöglingen in das neue Heim ein, begleitet von dem für diese Knaben bestimmten Lehrer und einer Haushälterin. Zugleich bildete sich ein Jungfrauenverein, der es sich besonders zur Aufgabe setzte, allerlei Geschenke, Handarbeiten usw. jährlich zur Verlosung zu bringen und den Ertrag der Anstalt zuzuführen. Christen und Juden, Alte und Junge, Kleine und Große, Arme und Reiche bezeugten ihre warme Teilnahme sowohl durch Einsendung von Verlosungsgegenständen wie durch Abnahme von Losen. Man fragte nicht nach Konfession oder Landesgrenze; die Liebe lehrte, über alles hinwegzublicken. Aus Rußland, Polen, Dänemark, Holland, Hannover, Sachsen, Braunschweig, Hessen, Bayern, Württemberg, Baden und der Schweiz strömten die Opfer der Liebe herbei, namentlich als die Anstalt durch Ankauf der Abtei Düsselthal bei Düsseldorf eine bedeutende Erweiterung erfahren hatte. Und dieser Ankauf war auf so merkwürdige Weise zustande gekommen, daß Graf von der Recke in seinem Vertrauen auf Gottes Durchhülfe gar sehr gestärkt wurde. Einen großen Teil der auf dem Gute haftenden Schuld übernahm 3 Jahre später der hohe Gönner der Anstalt, König Friedrich Wilhelm III. Auch von anderen Seiten steuerte man willig bei, so daß am 19. Juni 1822 der Graf mit 24 Knaben und 20 Mädchen seinen Einzug halten konnte. Die Anstalt Overdyk blieb unter der Leitung seines Vaters und seiner Schwester Ida. In Düsselthal gab es nun ein recht reges Leben. Wo einst schweigende Mönche umhergewandert waren und nur das monotone memento mori hatte ertönen lassen, tummelte sich jetzt eine fröhliche Kinderschar. Beschränkte Räume und verfallene Gebäulichkeiten mußten entfernt und neue an deren Stelle gesetzt werden. Den Kreis der Freunde suchte man mehr und mehr zu erweitern, indem von Neujahr 1825 an als Organ der Anstalt „Der Menschenfreund“ herausgegeben wurde, dem sich im Jahre 1830 die „Christliche Kinderzeitung“ anreihete. Im Jahre 1836 wurden 173 Morgen freilich etwas nassen Landes, aber auch für nicht vieles Geld hinzugekauft, das hauptsächlich aus England kam. Ein anderes Gut Zoppenbrück, anstoßend an das Düsselthaler Gebiet, wurde im Jahre 1840 angekauft, wozu zum Teil wenigstens die Kaiserin von Rußland und der König von Holland die Deckung zu liefern die Gnade hatten. Ein wichtiges Ereignis brachte das Jahr 1845. Durch Allerhöchste Cabinettsordre wurden die vom Grafen entworfenen Statuten genehmigt und der Anstalt die Vorrechte öffentlicher Armenanstalten und Hospizien verliehen. Der edle Stifter, der sein Werk bis hierher gebracht sah, blieb einstweilen noch Leiter der Anstalt, bis andauernde Kränklichkeit ihn veranlaßte, einen anderen an seine Stelle treten zu lassen. Am 18. November 1847 übergab er die Anstalt einem Curatorium resp. dem zum Direktor erwählten früheren Seminarinspektor Pfarrer Georgi und zog nach Craschnitz in Schlesien. Wollte man sich wundern, daß Graf von der Recke sich schon jetzt als ein Mann von 56 Jahren von seinem Segenswerk zurückzog, so möge man außer der schon genannten Kränklichkeit auch die sehr schwierigen Verhältnisse in Betracht ziehen, unter welchen er bisher gearbeitet hatte. Außer dem geringen Ertrage der Landwirtschaft einem so zahlreichen Personal gegenüber, außer den Erwachsenen etwa 140 Kinder, und außer dem geringen

Pflegegehalte, das ihm für die Kinder gezahlt wurde, von denen auch immer eine Anzahl ohne jegliches Kostgeld aufgenommen wurde, war er auf freiwillige Gaben angewiesen, welche eingehen oder auch nicht eingehen konnten. In den verschiedenen Jahresberichten kann man die Nöte und Verlegenheiten finden, in welche er sehr oft geraten ist, freilich auch die häufigen Durchhülfen Gottes, die ihm ganz unerwartet in den Schoß gefallen sind. Die Wartezeit läßt aber gemeiniglich tiefgehende Spuren zurück. Dazu kommt die gewaltige Erregung in der fast ganz katholischen Nachbarschaft, welche ganz offen die Beschuldigung aussprach, er habe nur darum seine Anstalt in der Nähe fast ganz katholischer Orte gegründet, um Proselyten zu machen. Einen Beweis solchen Srebens wollte man auch darin finden, daß er es sich angelegen sein ließ, einige Häuser zu errichten, worin solche Juden Aufnahme fanden, welche die Absicht kundgaben, zum Christentum überzutreten. In Wort und Schrift wurde er darum von seinen nächsten Nachbarn angegriffen, obgleich man einen Beweis zu liefern nicht imstande war. So konnte man wohl allmählich auch einen kräftigen Mann mürbe machen, allein sein Werk trägt auch heute noch den Stempel eines Gott wohlgefälligen an sich, indem einige Jahre nach seinem Abgang auf dem früher schon genannten Haus Zoppenbrück eine dritte Anstalt gegründet wurde, 12 Minuten von der Hauptanstalt Düsseldorf, die wie die früher gegründeten in Blüte steht. Nach dem Heimgang des Direktors Georgi trat an seine Stelle der Pfarrer W. Imhäuser im Jahre 1863, unter dessen Leitung das Ganze seitdem steht, außer den Erwachsenen etwa 270 Kinder und 90 Lehrlinge und Dienstmädchen außerhalb, im ganzen etwa 360 Kinder. Das Verlangen, seinen armen Mitmenschen zu helfen, begleitete den Grafen auch in seine neue Heimat Craschnitz. Es dauerte nicht lange, so erstand auch dort eine Reihe von Liebeswerken, deren erstes den armen Idioten galt. Eine große Anzahl dieser Unglücklichen hat dort Linderung und Besserung ihres Zustandes gefunden. Daneben wurde ein Diakonissenhaus samt Krankenanstalt errichtet, so daß auch die Provinz Schlesien dem hochherzigen Wohltäter zu großem Dank verpflichtet ist. Möglich wurde diese Fortführung edler Menschenliebe nur dadurch, daß ihm seine gleichgesinnte Gemahlin, die Gräfin Mathilde*), die sich in Düsseldorf schon als ausgezeichnete Hausmutter bewährt hatte, sowie einige seiner Töchter sich hilfsbereit an seine Seite stellten, mit denen einer seiner Söhne, der Majoratsherr, Hand in Hand geht.

*

Der Karneval erwacht wieder in Düsseldorf . . .

Im Düsseldorfer Karneval tut es sich wieder. Das uralte Brauchtum schwingt sich unbeschwert ans Licht der Sonne, und es ist recht so! „Im Humor liegt die Wahrheit, im Narrentum die Weisheit.“ (hbf.) Die Besten stehen wie einst, da wir noch im goldenen Überfluß lebten, in vorderster Linie; an ihrer Spitze unser unvergleichlicher Albert Kanehl, der wortgewandte, lebenswürdige Präsident des Karneval-Ausschusses, der wie kein anderer das Zepter zu schwingen und die Massen mit einer nie geahnten Selbstverständlichkeit zu führen versteht. Da sitzen neben ihm Düsseldorfs bekannter närrischer Stadtkommandant Willi Schmitz, der Erzkarnevalist, der nicht klein zu kriegen ist, und dessen gewichtiges Wort wie das Zünglein an der Waage im Karneval mit ausschlaggebend ist. Peter Bové, der immer fröhliche, herzanpackende Präsident der Karnevalsgesellschaft, der einst in bösen Tagen so mannhaft und aufrecht einer schandhaften Diktatur die gesunde Stirn bot und dafür, weil jenen traurigen Machthabern von damals der Sinn für Freude und Humor verlorengegangen war, recht unangenehme Wege gehen und noch unangenehmere Verhandlungen erdulden mußte. Aber er hat das Fähnlein der Aufrechten getragen durch alle Wirrnisse hindurch, bis auf den heutigen Tag.

Leuchtende Karnevalistensterne erster Größe sind mit der jüngeren Generation aufgezogen. Willi Busch, diese Prachtype mit dem stillen, versonnenen Humor, mit der reizvollen Geste, mit den nie versagenden Einfällen, die an Gedankentiefe des schneidigen Witzes ihresgleichen suchen. Ohne Rudi Grosse wäre eine närrische Damen- oder Herrensitzung gar nicht denkbar, und wir alle würden etwas vermissen,

*) Zu ihrem Andenken wurde um 1900 die Querstraße zur Graf-Recke-Straße, direkt bei der Rettungsanstalt, auf den Namen „Mathildenstraße“ benannt.

wenn er nicht „in der Bütt stünde“. Stürme der echten Karnevalsbegeisterung brechen los, so er in seiner urkomischen Art vom Leder zieht. Ihm ebenbürtig zur Seite steht Hans Stercken, ein Büttredner reinsten Wassers. Was hat er nicht schon alles auf die Tapete gebracht! Zwanglos, ohne Pose und Mache ergibt sich sein reiches Repertoire, und er schüttelt sein närrisches Füllhorn über eine Schar, die es alleweil begeistert aufnimmt. Auch Karl Fritzsche gehört hier hin. Immer tätig, immer witzig und geistvoll, so ging er bislang seinen närrischen Weg durch die Gemeinde und erfreute sie. Und dann — last not least — Jupp Schäfers. Selbstsicher ist er zur Höhe gewachsen und hat sich den beachtlichsten Platz unter den weltweisen Narren erobert. Sicher, treffend und durchschlagend ist sein Witz, und im Rhythmus seiner Reime leistet er geradezu Vorbildliches. Ein ganzer Kerl, wie wir uns einen solchen vorstellen. Den Hoppediz stellte er in diesem Jahre am 11. im 11. in der großen Rheinhalle dar. Von der hohen Narrhalla stieg er zu seinem Narrenvolk hernieder, und er sprach zu ihm:

„Dich grüß ich, Volk am deutschen Rhein!
Vom Schlaf erwacht, zieh' ich wieder ein
Als König heut' in mein närrisches Reich;
Symbol des Frohsinns — so komme ich zu Euch!

Da streiten die Völker sich her und hin,
Um die alte Reichshauptstadt Berlin.
Und wie jeder sie für sich begehrt,
Vergißt man ganz — daß sie uns gehört!

Ihr seht, die Welt ist ein Narrenhaus,
Helaul! Ihr Narren, lacht sie aus! —
Man kann zwar Fabriken ins Ausland entführen,
Doch rheinische Fröhlichkeit niemals demontieren!

Närrischer Präsident, als äußeres Zeichen,
Will Mütze und Pritsche ich dir überreichen,
Auf das bis zum Aschermittwochmorgen
Euch fliehn mögen Kummer und Sorgen . . .“
(Gekürzt; nur einige von den vielen Strophen.)

Es war, was hier gesagt, nur eine Auswahl aus der großen Düsseldorfer Karnevalisten-schar. Wir nannten sie, weil sie ausnahmslos auch in den Reihen des Heimatvereins „Düsseldorfer Jonges“ stehen. Von den übrigen werden wir noch sprechen, so die Zeit gekommen ist.

Der Chronist.

Du lieber, guter Nikolaus . . .

Ach, daß ich noch einmal in seliger Verzückung vor den Nikolausfenstern stehen könnte, vor tausend bunten lockenden Herrlichkeiten wie aus Tausenundeiner Nacht. Daß ich noch einmal mit heißem Kopf und mit glänzenden Augen mir all das Wunderbare von unserm Kaufmann zeigen, mich unterrichten lassen könnte, was alles mein Wunschzettel enthalten müsse. Dann würde ich abends in der Stube sitzen, Zettel um Zettel schreiben und Zettel um Zettel wieder zerreißen, weil die Mutter meint, allzu große Unbescheidenheit möchte St. Nikolaus abstoßen und unwirsch machen. Erst nachdem so hundert Lüste und Süchte in der kleinen Brust tapfer niedergekämpft wären, würde ich den schließlich endgültigen Zettel behutsam durch das Fenster nach draußen schieben, ungeachtet der eisigen Kälte, die ins Gesicht und in die Stube schlägt, und würde das für den Himmel bestimmte Dokument noch besonders mit einem Stein oder Blumentopf beschweren, damit nicht der Wind käme und es vorzeitig wegtrüge. So würde ich es machen und würde dann mit einem träumerischen Lächeln in seliger Erwartung einschlafen und des Morgens harren. Am Morgen aber wäre der Zettel weg, und in meinem Schulranzen läge — siehe und staune! — ein herrlicher, korinthenspickter Weckmann, eine weiße Tonpfeife im Mund. Den Weckmann könnte man nach und nach aufessen, den Kopf zuerst, und mit der Tonpfeife

könnte man am Nachmittag Seifenblasen machen. Heitern Sinnes würde ich dann in die Schule tippeln, froh über die sichere Gewißheit, alles Notwendige für den nahenden sechsten Dezember vorbereitet und das Wohlwollen von St. Nikolaus in Gestalt eines Weckmanns bestätigt zu haben.

O lieber, guter Nikolaus! O herrliche Zeit, da man die Tage im Kalender abstrich und die Stunden zählte. Da man eiligst nach Hause lief, wenn die Dämmerung hereinbrach, weil sich hinter der Gestalt des Laternenanzünders der Nikolaus hätte verbergen können. Da die ganze Welt auf nichts anderes zu warten schien als auf seinen Besuch.

Auf weißem Roß, in weißem Talar, den hohen Bischofshut auf dem Haupt, von Glöcklein umklingelt, ritt er am Vorabend des großen Festes durch die allabendlich dunklen Straßen von Haus zu Haus, wo immer Kinder mit heißen Backen und glänzenden Augen auf ihn warteten. Und ob auch hinter ihm „Hans Muff“, eine gar düstere Gestalt, halb gehend, halb kriechend, mit dumpfem Gemurr und Kettengeklirr daherzog, die leise Bängnis vor ihm und seiner Drohung war nichts gegenüber dem Vertrauen, das in die Liebe und Güte seines Herrn gesetzt war.

Zwar, man war auf einiges gefaßt. Nicht umsonst trug er das große, schwarze Buch in seiner Hand, nicht umsonst erinnerte man sich auf einmal all der Missetaten, die man im Laufe des vergangenen Jahres auf sein Haupt gesammelt hatte, und die alle, Stück für Stück, in dem schwarzen Buch verzeichnet standen. Doch würde man St. Nikolaus reuevoll ins Auge sehen, man würde Besserung geloben, man würde mit lauter Stimme ein Liedlein singen: „Kommt der Heilige Mann gezogen —“ oder „Heut geht unsere Schule aus —“. Dann wäre alles wieder gut, und man könnte dem enttäuschten Hans Muff, der sich schon auf einen fetten Bissen gefreut hatte, im Hinausgehen noch rasch eine Nase drehen.

Darauf wären dann die Teller „aufzusetzen“, vielleicht auch ein Holzschuh, jedes an seinem Platz. Es wäre noch einmal, damit St. Nikolaus sich nicht vertue, ein Zettel zu schreiben mit genauer Anschrift und Absenderangabe und in den Teller hineinzulegen. Und in vielstimmigem Chor, gleichsam zur Beschwörung, wären noch einmal alle Nikolausliedlein zu singen, ernst und feierlich. Danach aber würde nichts übrigbleiben, als sich mit brennendem Kopf und ohne alle Müdigkeit ins Bett zu legen. Man würde den festen Vorsatz fassen, wach zu bleiben und zu horchen, bis Tellergeklapper seine Ankunft und Betriebsamkeit künde, und würde sich vornehmen, in der frühesten Frühe des Morgens als erster hinunterzustürzen und als erster alle Herrlichkeiten zu schauen.

Aber die Augen fielen zu und blieben zu, bis ein aufgeregtes Rufen, ein großes Rumoren durch das Haus lief. „Aufstehen! St. Nikolaus war da!“ Hei, wie konnte man da in die Hosen flitzen, wie konnte man, notdürftig bekleidet, aller Kälte zum Trotz, die Treppe hinuntersausen, wie schnell war alle Enttäuschung überwunden, daß man sich doch vom Schlaf hatte übermannen lassen.

Wie gesagt, ich möchte noch einmal an dem Gabentisch stehen mit leuchtenden Augen, noch einmal sprachlos sein vor Entzücken, noch einmal mit tastenden Händen Stück für Stück alles enthüllen und an das Licht der Lampe bringen — o lieber, guter Nikolaus!

W. O.

Es ist ein Ros' entsprungen

Die Geschichte eines deutschen Weihnachtsliedes

In der Klosterzelle eines rheinischen Klosters saß vor mehr als 300 Jahren ein stiller Mönch, Bruder *Wendelin* geheißen, und schrieb fein säuberlich die Geschichte des oben genannten Weihnachtsliedes nieder. Dichtung und Wahrheit, Mystik und Phantasie sind in der Historie eng verschlungen.

Ein tiefer Schnee lag seit Wochen im Tal am Rhein. Bittere Kälte hatte in der rheinischen Erde jegliches Leben erstarrt, und nur der klare Sternenhimmel wölbte sich in dieser Nacht über der seelenlosen Landschaft. Es war, als ob die Gottesmutter ihren Sternenmantel schützend über das rheinische Land gelegt hätte, aus dem düster das Siebengebirge gen Himmel ragte.

Im Kloster Heisterbach brannte das Ewige Licht, das seinen flackernden Schein gegen die hohen Fenster warf, die von Bogen in reiner Gotik eingefasst waren. Eine Stunde vor Mitternacht trat Pater Engelbert durch die Pforte auf die unwegsame Landstraße und stapfte durch den Schnee dem nahen Dorfe zu. Erschauernd in der Kälte zog er die Kutte fester um den hageren Leib und die Kapuze tiefer in die Stirn. Der Himmel hatte sich wieder zugezogen, und in dünnen Flocken fiel der Schnee. Es war Heilige Nacht, und er mußte in der Kirche des Dorfes die Christmette lesen, denn der alte Pfarrer war krank. Maßlos knirschte der Schnee unter seinen Sandalen. Der Atem stand wie eine weiße Wolke dem frierenden Pater vor dem Munde. War denn kein lebendes Wesen in weiter Runde, war die ganze Welt tot, eine Stunde vor Christi Geburt? Lebte nur er hier rundum, dessen Herz in heißer Liebe dem Himmelswunder entgegenpochte?

Plötzlich hielt er inne. In Frost und frischgefallenem Schnee fand er eine Blume mit weißen Kelchblättern und goldenem Stern. Eine weiße Rose, eine Blume mit Leben mitten im Schnee, das einzige, das Leben zeigte; ein schlagendes Herz in der heiligen Christnacht . . .

Der Mönch bückte sich und grub mit erstarrten Händen die Pflanze aus der kalten Erde und nahm sie in den Ärmel seiner Kutte. Und er hütete die Blume, als sei sie Blut und Leben von seinem eigenen. Seine Augen leuchteten froh, als er in dem kleinen Rheindorf ankam und die kleine, im Kerzenlicht strahlende Kirche betrat. Sie war angefüllt mit Gläubigen, die herbeigeeilt waren, um die Geburt Christi zu feiern. Eng beisammen standen sie in dem eiskalten Gotteshaus; ihn selbst aber froh nicht mehr . . .

„Gloria in excelsis Deo!“

Helle Stimmen sangen das uralte „Ehre sei Gott in der Höhe“, und als dann Pater Engelbert das Evangelium verlas, das geschrieben steht bei Mathäus, 1. Kapitel: „Das Evangelium von der Geburt Jesu Christi, der da ist ein Sohn Davids, des Sohnes Abraham“, und las: „Obed zeugte Jesse, Jesse zeugte den König David“, da stand auch geschrieben: „Jakob zeugte Joseph, den Mann Marias, von welcher ist geboren Jesus, der da heißt Christus. Siehe, eine Jungfrau wird einen Sohn gebären und sie werden seinen Namen Immanuel heißen, das heißt: Gott mit uns!“ Die Menschen mit den grob geschnittenen Gesichtern, die schon damals wie noch heute dem Boden ihrer Heimat in harter Arbeit das kärgliche Brot abringen mußten, lauschten andächtig der frohen Botschaft, und es wurde auch ihnen warm ums Herz, trotz Kälte, Schnee und Eis.

In stiller Andacht über die Worte der Heiligen Schrift nachgrübelnd, kniete der Mönch noch einsam unter dem ewigen Licht, als die Gläubigen längst die Kirche verlassen hatten. „Und das Licht scheint in der Finsternis . . .“

Sinnend arbeitete sich der Priester durch den Schnee seinem Kloster zu und trug in armseligen Scherben seine Rose. Und wieder gingen dem Wanderer die Worte durch den Sinn: „ . . . und sie wickelte ihn in Windeln und legte ihn in eine Krippe; denn sie hatten sonst keinen Raum in der Herberge.“ Er sann nach über die Worte des Propheten, von der „Blume im Tale“, von der „Rose von Saron“. „Es wird ein Reis aufgehen vom Stamme Jesse und ein Zweig aus seiner Wurzel Frucht bringen“, hatte der Erzvater gesprochen und mit erhobenem Finger nach Bethlehem gezeigt. Im Kloster angekommen, barg er seinen kostbaren Schatz in seiner Zelle und pflegte sein. Übersinnlich glücklich glühten seine Augen, als er vermeinte die Mutter Gottes habe ihm zugnickt, da er an ihrem Bild vorbeiging.

Und aus dem Kloster Heisterbach, am Siebengebirge gelegen, erwuchs ein Lied und erfüllte mit seinen zarten Worten alle rheinischen und später alle deutschen Kirchen während der gnadenreichen, seligen Weihnachtszeit. Es wurde „ein schön andächtig, uraltes Psalmieren im Advent“ genannt. Ein Kölner Gesangbuch nennt es ein „Rheinisch Christliedlein“.

Der Kantor Michael Prätorius aus Tübingen gab den zarten Worten die ewig bleibende Melodie im Diskantschlüssel, und seitdem ist er da, der Christgesang, aus dem für alle Zeiten etwas wundervoll Geheimnisreiches klingt. Um Gott, die reine Gottesmutter, um Blume und Licht in der Zeit, in der die deutsche Erde in Frost erstarrt liegt, schlingt sich ein Band voll Hoffnung und Leben.

Es is ein Ros' entsprungen, aus einer wurtzel zart
Als uns die Alten sungen, auß Jesse kam die art.
Und hat ein Blümlein bracht, mitten im kalten winter,
wol zu der halben nacht.

Das Röslein, das ich meyne, darvon Jesais sagt,
hat uns gebracht alleyne, Marie die reine Magd,
auß Gottes ewgem rath, hat sie ein Kind geboren,
wol zu der halben nacht.

(Kölner Gesangbuch des Jahres 1610.)

Dr. D. A.

Pastor Gerst's*) Predigt in der Gefängniskapelle

Meine lieben in Christo, dem Herrn versammelten Räuber und Spitzbuben! Wie soll ich öch angersch titeleere? Denn Spitzbowe sid Ehr on schlechtes Volk. Ehr sid jo nit weht, dat öch de Sonn beschingt met Usnahm von de Preuß, de henge am Döhrposte steh! on achtjöv, dat ehr net tirre goht. No paßt op, wat ich jetz sag on nehmt et öch ad notam, söns kann et öch passeere, dat ehr medde em ewige Für setzt, eh dat ehr weßt, wie. Also zeesch mößt ehr öch klormaake, wat d'r Glaube es. Wat es d'r Glaube? Mer süht 'em nit, mer hört 'em nit, mer schmeckt on rücht 'em nit, denn wo setzt hä? Em Herze. Also dat hädde mer. Ment ehr äwer, dat wör d'r Glaube, wenn ehr morgens, wenn d'r Köster kläppt, et Vateronser bett oder en de Fröhmeß rennt? Oder wenn ehr Friedags on Fastdags — ich setz d'r Fall, dat ehr widder als anständige Käl; en de menschliche Gesellschaft sid — et Fleesch zwar verschmäht, äwer doför Schellfesch met dick Botterzauß eßt — he em Kaschott es jo glöcklicherwies d'rför gesorgt, dat ehr för öhr Sönde genug faste mößt — also ment ehr, dat wör d'r Glaube? Onä, sag ich! Wenn ehr met esone Glaube an de Ewigkeit kommt, schlänt öch d'r Petrus de Döhr vör de Nas zu. Oder wenn ehr sprecht: Ich glaube an Gott Vatter, Sohn on hellige Geist, ment ehr, domet wör et gedonn? Noch lang nit! Denn of ehr dat glövt oder nit, onse Herrgott es no eemol do! D'r wahre Glaube fängt eesch aan, wenn ehr doht, wat onse Herrgott vorgeschreewe hät. On jetz könnt ehr öch och sage, ehr verdammde Spetzbowe, wie wiet ehr noch vom wahre Glaube af sid. Ehr sollt öch nit jejesiddig dat beske Lewe schwer maake. Ehr sollt öch helfe, äwer nit met Klöskes on Brechiesere, ehr Vagebonde. On we en Frau ze Hus hät, soll got drop sin on soll op de Kenger oppasse, dat die besser wede, wie ehr sid. Aewer wenn ehr och Halonke sid, de allerschlemmste sid ehr noch nit. Die setze bis an de Ohre em Speck on fahre met Päd on Wage on hant nit e Köschke Brot öwerig för ene Beddelmann. Seht ehr, dat sind de schlemmste, on för dene ehre Glaube gev ich nit en ful Bohn. Kickt, leewe Spetzbowe, dat ehr nit von de allerschlemmste sid, soll öch ene Trost sin. Aewer met dem Trost kommt ehr nit ene Schrett dem ewige Lewe nöher. Bessert öch! Bekehrt öch! D'r Weg no de Höll es half eso wiet wie de nom Himmel. Wie könnt ehr no dat ewige Lewe erwerbe? Dieselwige Frog hät och de Pharisäer, Nikodemus met Name, onse Här Jeses Chrestes gestellt. „Süch“, säht hä för onse Här, wie hä dem öm Meddernacht opgesöckt hät, „süch, ich han mi Levsdag fließig gebett on nix Onrechts gedonn on vill an de arm Lütt gegewe — wor dat nit d'r richtige Weg nom ewige Lewe?“ — „Enä,“ säht onse Här, „spetz d'rnewe, Nikodemus! Dat kann all nix helfe. We nit neu gebore wöd us dem Geist, verstehste, de kömmt nit en d'r Himmel.“ Akkerat eso domm Gesecht wie domols d'r Nikodemus maht ehr jetzt och. Ich well et öch an e Beispiel klormaake, söns geht et nit en öhre Köpp erenn, de wol allerhand Spetzbowereie usklögele kann, äwer för de ewige Wohrheit zu stomp es. Denkt öch, öhr Kamisol wör zerresse on voller Flecke, dat ehr öch schäme mößt vör de Lüt, on no begegnet öch ene Wohltäter on schenkt öch e fonkel-nagelneu Kamisol. Wört ehr eso domm on deht dat alde behalde on op dat neue verzichte? No also! Oehr Seel hät eso dreckig, fleckig, zeresse Kamisol aan, on onse Herrgott well öch e fein reen d'rför schenke. Schmießt dat alde fut on treckt dat neue aan, dat Kamisol des wahren Glaubens, dann könnt ehr eingehen in das ewige Leben. Amen!

Hans Müller-Schlösser.

*) Gemeint ist der allen Düsseldorfern bekannte „Speetzbowepastor“ Gääsch.

Die letzten vier Wochen (Oktober-November) bei den „Düsseldorfer Jonges“

Die letzte Oktobersitzung am 26. brachte einen geschichtlich recht interessanten Vortrag von Staatsarchivrat Dr. Wilhelm Claßen über die „Anfänge der Düsselhüben und drüben berichtet, und auch bald entwickelt sich ein ansehnlicher Frachtverkehr rheinabwärts, bis nach Tiel in Holland. Frachtgüter waren damals in erster Linie Äpfel aus dem Niederbergischen Land und Steine zum Häuserbau. Die Rheinschiffer aus Düsseldorf waren annähernd ebenso zahlreich vertreten wie die aus Köln, durften sich aber dort nicht blicken lassen, sofern sie nicht der Kölner Schifferinnung angehörten. So machte sich schon damals der Vorherrschaftsanspruch Kölns gegenüber der neuen aufstrebenden Stadt an der Düssel wie auch gegenüber Neuß, Ruhrort, Wesel und Cleve recht unangenehm bemerkbar. Heute noch vorhandene Zollrechnungen geben Kunde über den Rheinverkehr jener Zeiten, der gemessen an den heutigen Verhältnissen natürlich noch sehr bescheiden und großen Schwankungen unterworfen war. Alles in allem hatte es Düsseldorf wegen seiner an sich ungünstigen geographischen Lage sehr schwer, sich neben seinen älteren Nachbarstädten durchzusetzen.

Die Zusammenkunft am 2. November stand unter dem Zeichen des Allerheiligen- und Allerseelentages. Das den verstorbenen Düsseldorfer Jonges gewidmete Gedenken begann mit dem von Dr. Julius Alf gespielten Trauermarsch aus Op. 26 von Beethoven. Ein Vorspruch von Norbert Voß, „Was ist der Mensch“?, leitete über zu den Gedenkworten von Dr. Rudolf Predek. — Wir leben, um zu sterben, wir sterben, um zu leben! Der dumpfe Mollakkord des Allerheiligentages gehe in den hellen Durakkord des Allerseelentages über. Leo Statz sei ganz einer der Unseren gewesen und werde es immer bleiben.

Der Vorabend des Martinfestes wurde wiederum im althergebrachten Sinne begangen. Die bedürftigsten und würdigsten Kinder der Ritterschule waren geladen worden und wurden vom Martinsmann reich bedacht. In der durch viele schöne Fackeln und Kerzenlichter ausgelösten Martinsstimmung waren die schönste Freude der zahlreichen Teilnehmer die strahlenden Augen der Kinder, die in rechter unbeschwerter Düsseldorfer Art an allem teilnahmen.

Nach längerer Pause teilte Rektor a. D. Georg Spickhoff einmal wieder aus seinem heimatgeschichtlichen Wissen mit. In seinem Vortrag über den Alten Schloß-turm erfuhr man manches, was über den Rahmen der Düsseldorfer Geschichte weit hinausgeht. So hätte von Düsseldorf aus die Weltgeschichte einen wesentlich anderen Verlauf nehmen können, wenn Jan Wellems Schwester Eleonore Magdalena, anstatt Kaiserin des Römischen Reiches und Mutter Maria-Therσίας zu werden, dem etwa vier Jahre zuvor am Düsseldorfer Hof erschienenen Brautwerber des englischen Hofes zugesagt hätte. Vom historischen Standpunkt aus kann man es nur aufs tiefste bedauern, daß die wiederaufbaufähigen Reste des 1872 ausgebrannten Schlosses von einem sträflichen Banausentum später vollends dem Erdboden gleichgemacht wurden.

Dr. H. F.

Veranstaltungen des Heimatvereins „Düsseldorfer Jonges“ im Monat Dezember 1948

(Vereinsheim „Zum schwarzen Anker“, Düsseldorf, Bolkerstraße 35, abends 18.30 Uhr)

Dienstag, 7. Dezember: Monatsversammlung mit anschließender Nicolausfeier.

Dienstag, 14. Dezember: Rechtsanwalt Werner Schütz: „Grundlagen und Grenzen der Düsseldorfer Kulturpolitik“.

Dienstag, 21. Dezember: Weihnachtsfeier.

Dienstag, 28. Dezember: Professor Dr. Joseph Wilden: „120 Jahre Kunstverein für die Rheinlande und Westfalen“.

Allen unseren Mitgliedern, Freunden und Gönnern wünschen wir ein frohes Weihnachtsfest und ein glückseliges Neujahr.

Der Vorstand.